

Einleitung

Jan Jachmann, Nazfar Hadji, Andrea Welte

Wie können ethnographische Ansätze zu musikpädagogischer Forschung und Lehre beitragen? Diese Frage steht im Zentrum des vorliegenden Sammelbandes. Die folgenden Artikel geben Einblicke in drei Themenkomplexe: (1) Was meint ›ethnographische Forschung‹, wodurch zeichnet sie sich methodologisch aus? (2) Was heißt dies für musikpädagogische Forschungsfelder? (3) Welche Erkenntnisse und Perspektiven lassen sich mithilfe ethnographischer Forschung in der Musikpädagogik gewinnen? Das vorliegende Buch verfolgt nicht den Anspruch, hierauf abschließende Antworten zu liefern. Es eröffnet unterschiedliche Perspektiven auf ethnographische Herangehensweisen und ist als Impuls gedacht zur weiteren – auch kontroversen – Auseinandersetzung mit dem in der Musikpädagogik noch vergleichsweise jungen methodologischen Ansatz.¹

Dieser Band ist hervorgegangen aus den Vorträgen und Diskussionen der Tagung *Ethnographie und Musikpädagogik*, die am 14. und 15. Mai 2022 in Hannover stattgefunden hat. Die *Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover* und die *Kunstuniversität Graz* hatten Musikpädagog*innen, Musikethnolog*innen² und an ethnographischer Forschung Interessierte eingeladen, um gemeinsam das Spannungsfeld zwischen Ethnographie, Musikpädagogik und Musikethnologie auf seine Potenziale hin auszuleuchten. Neben Vorträgen

-
- 1 Die Fokussierung auf ethnographische Forschungspraktiken im Rahmen des 19. *Berliner Methodentreffens* für qualitative Forschung im Jahr 2019 veranschaulicht die Aktualität und Relevanz dieses Forschungsansatzes. Zum ersten Mal widmete sich das Symposium dem Thema ›Ethnographie‹ und beleuchtete dessen versatile und teils widersprüchliche Facetten (siehe dazu <https://qualitative-forschung.de/19-bmt-programm-verfugbar/> [16.03.2025]).
 - 2 Neben dem in Deutschland gebräuchlichen Begriff der Musikethnologie wird international eher jener der Ethnomusikologie verwendet. Zum Zwecke einer einheitlichen Sprachregelung verwenden wir im Folgenden ersteren.

zu Grundannahmen, Herangehensweisen, Ergebnissen und pädagogischen Implikationen ethnographischer Forschung fand auch eine Diskussion zu möglichen zukünftigen Entwicklungen in Musikethnologie und Musikpädagogik statt. Die dort aufgeworfenen Themen werden wir im Ausblick dieser Einleitung skizzieren.

Was heißt Ethnographie?

Was genau meinen wir, wenn wir von Ethnographie schreiben? In der Fachliteratur finden sich zu dem Begriff erstaunlich unterschiedliche Bestimmungsversuche. Ursprünglich bezog er sich im engen Wortsinn auf Forschung, die einen ›Ethnos‹ – also in etwa eine ›Volksgruppe‹ oder klar abgrenzbare Gemeinschaft – in den Blick nahm und deren Lebensweisen verschriftlichte (vgl. Hammersley und Atkinson 2019, S. 1). Ethnographie konnte dabei sowohl die Forschungspraxis als auch deren niedergeschriebenes Ergebnis bezeichnen (vgl. Macdonald 2001, S. 60). In aktueller Literatur hat sich diese ursprüngliche Begriffsbedeutung gemeinsam mit ihrem historischen Gegenstand und der beschriebenen Forschungspraxis weitestgehend aufgelöst: Von klar abgrenzbaren ›Volksgruppen‹ oder gar ›Völkern‹ ist heute im akademischen Diskurs nicht mehr die Rede. Ein klar umrissenes, auf ›Ethnoi‹ bezogenes Forschungsprogramm kann es daher ebenso wenig geben (vgl. Geertz 2001, S. 89–97). Der Begriff Ethnographie meint daher in aktueller Literatur auch nicht mehr die Forschung zu einem bestimmten, eingrenzbaren Gegenstand. Er beschreibt eher disziplinübergreifend bestimmte, ›ethnographische‹ Herangehensweisen zu forschen und beforschte Realitäten in den Blick zu nehmen (vgl. Breidenstein u.a. 2020, S. 15–50; Hammersley und Atkinson 2019, S. 1–5). Allerdings gehen bereits grundlegende Versuche, jene Herangehensweisen genauer zu definieren, auseinander (Macdonald 2001, S. 60; Hammersley und Atkinson 2019, S. 1; Breidenstein u.a. 2020, S. 11). Uns bleibt als Herausgeber*innen, einen eigenen Bestimmungsversuch vorzunehmen, der Teile des Begriffsspektrums zusammenfasst und es teilweise ergänzt.

Aus unserer Sicht bezeichnet Ethnographie eine Familie³ historisch gewachsener und aufeinander bezogener Traditionen von Forschungspraktiken, die sich durch ähnliche Gegenstände, Themensetzungen, Fragestellungen und Forschungsweisen zusammengruppieren. Ethnographischen Forschungspraktiken liegen zudem ähnliche erkenntnistheoretische Annahmen zugrunde. Wenn man die Frage beantworten will, wie Ethnographie zu musikpädagogischer Forschung und Lehre beitragen kann, müssen zuerst also zwei Fragen thematisiert werden: Wie sahen und sehen ethnographische Forschungspraktiken in Hinsicht auf ihre Gegenstände, Themen, Fragen und Forschungsweisen aus? Und welche erkenntnistheoretischen Annahmen sind mit ihnen verbunden? Beides werden wir im Folgenden einleitend beleuchten.

Traditionslinien ethnographischer Forschung

Forschungspraktische Traditionen, die in aktueller Literatur als ethnographisch bezeichnet werden, unterscheiden sich teils deutlich voneinander. Ethnolog*innen, die Anfang des 20. Jahrhunderts das Sozialleben von Menschen in ihnen fremden Regionen beforscht haben, werden ebenso als Ethnograph*innen bezeichnet wie Soziolog*innen, die ein Jahrhundert später ihnen vertraute Phänomene ihrer Herkunftsgesellschaften genauer in den Blick nahmen (vgl. Hammersley und Atkinson 2019, S. 2). Pädagog*innen, die ihre Berufspraxis auf bisher verborgene Eigenschaften hin untersuchen, werden ebenso dazugezählt (vgl. Wulf u.a. 2011) wie Ingenieur*innen, die Betriebsabläufe in Firmen untersuchen (vgl. Knoblauch 2001, S. 126–27), oder Forscher*innen, die ihr privates Alltagsleben analysieren (vgl. Hammersley und Atkinson 2019, S. 1). Was diese verschiedenen Forschungspraktiken miteinander verbindet, ist auf den ersten Blick schwer zu benennen und wird auch von den Forschenden selbst unterschiedlich beantwortet (vgl. Atkinson u.a. 2001, S. 1–4; Geertz 2001, S. 89–118).

3 Wir orientieren uns hier am Begriff der Familienähnlichkeit, wie ihn Gebauer und Wulf in Anlehnung an Wittgenstein verwenden (vgl. Gebauer und Wulf 1998, S. 14–15). Wir gehen nicht davon aus, dass *alle* als ethnographisch bezeichneten Forschungspraktiken Gemeinsamkeiten miteinander besitzen. Wir meinen, dass jede einzelne Praxis Gemeinsamkeiten mit einer anderen Praxis oder mehreren anderen Praktiken der Familie hat. Wenn man alle Praktiken, die als ethnographisch bezeichnet werden, bedenkt, ergibt sich daher ein Eindruck von übergreifender Ähnlichkeit, auch wenn einzelne Praktiken nur entfernte oder sogar keine Ähnlichkeit(en) zueinander aufweisen.

Trotz aller Unschärfe lassen sich zwei große, miteinander in Bezug stehende Traditionslinien finden, die in der Literatur übereinstimmend als zentrale Entwicklungsfelder ethnographischer Praxis beschrieben werden. Dies ist zum einen die ethnologisch-anthropologische Feldforschung, die – zumindest in ihren Anfängen – das Sozialleben in Weltregionen in den Blick nahm, die weit entfernt von den Heimatregionen der Forschenden lagen und ihnen fremd waren (vgl. Faubion 2001; Hammersley und Atkinson 2019, S. 1–2). Zum anderen ist dies die Feldforschung soziologischer bzw. sozialwissenschaftlich orientierter Forscher*innen, die soziale Felder ihrer Heimatländer auf ähnliche Weise wie ethnologische Feldforscher*innen untersuchen – durch persönliche, intensive Teilnahme an den dortigen Interaktionen (vgl. Deegan 2001; Hammersley und Atkinson 2019, S. 2; Knoblauch 2001; Rock 2001; Wulf 2011, S. 21–23).

Die ethnologisch-anthropologische Ethnographie hat sich seit Anfang des 20. Jahrhunderts im Wesentlichen in den miteinander verwobenen Fachdisziplinen der Ethnologie bzw. Volkskunde (in Kontinentaleuropa), der Cultural Anthropology (in den vereinigten Staaten von Amerika) und der Social Anthropology (in Großbritannien) ausgebildet (vgl. Breidenstein u.a. 2020, S. 15–18; Macdonald 2001, S. 60–63). Darüber hinaus haben sich seitdem weitere ethnologisch orientierte Fachdisziplinen wie die Musikethnologie (vgl. Nettl 2015, S. 3–18) und Wirtschaftsethnologie (vgl. Carrier 2021, S. 1–12) konstituiert, die ebenso ethnographisch forschen.

Trotz der unterschiedlichen disziplinären Verankerungen in verschiedenen Ländern und universitären Systemen folgten die frühen Protagonist*innen ethnologisch-anthropologischer Ethnographie ähnlichen Forschungsgegenständen, Fragen und Herangehensweisen: Im Zuge der fortschreitenden Globalisierung und Kolonialisierung im 18. und 19. Jahrhundert waren Menschen in weit entfernten Regionen zunehmend in den Blick europäischer und nordamerikanischer Forscher*innen gerückt. Es hatte sich die Frage ergeben, wie soziale Traditionen in verschiedenen Regionen gestaltet werden und was sich daraus über menschliche Eigenschaften im Allgemeinen schließen lässt. Hatten Ethnolog*innen im 19. Jahrhundert noch in erster Linie anhand von Berichten und Dokumenten anderer Reisender gearbeitet, begannen sie nun selbst vor Ort zu forschen. Sie reisten in ihnen fremde Regionen, meist fern ihrer Herkunftsgesellschaft, und hielten sich dort üblicherweise über längere Zeiträume auf, um Muster des regionalen Soziallebens zu ergründen (vgl. Breidenstein u.a. 2020, S. 15–23; Hammersley und Atkinson 2019, S. 1).

Ein wichtiger Ausgangsimpuls für die Entwicklung von ethnologischer Theoriebildung »zu Hause« hin zur Feldforschung vor Ort lag in der Erkenntnis, dass sich das soziale Leben an entfernten Orten nicht hinreichend anhand von Berichten aus zweiter Hand beforschen ließ. Wollten Forscher*innen verstehen, wie Menschen in den ihnen unbekannten Regionen miteinander interagierten, mussten sie deren Interaktionen unmittelbar untersuchen und daran teilhaben. Als ein wesentlicher Protagonist dieser methodologischen Wende gilt der in Krakau geborene Bronislaw Malinowski, der mit seinen Arbeiten die Ethnologie ebenso wie die Social bzw. Cultural Anthropology beeinflusst hat. Er vertrat mit Nachdruck die Notwendigkeit, menschliches Sozialleben möglichst lange, intensiv und unmittelbar zu beforschen, und gilt Vertreter*innen verschiedener ethnographischer Disziplinen daher bis heute als wichtiger Impulsgeber für die Entwicklung hin zur Feldforschung als zentrale ethnologische Forschungsweise (vgl. Breidenstein u.a. 2020, S. 15–20; Hammersley und Atkinson 2019, S. 1–2; Macdonald 2001, S. 60–63).

Die Erkenntnis, wie wichtig persönliche Anwesenheit für das Verständnis eines sozialen Feldes ist, hat die ethnologisch-anthropologische Forschungspraxis bis heute geprägt: Ihre zentrale Forschungsmethode war und ist die *teilnehmende Beobachtung*, im Zuge derer die Forscher*innen sich selbst in ein Forschungsfeld hineinbegeben. Sie nehmen an den dortigen Interaktionen mehr oder weniger aktiv teil, sammeln im Zuge ihrer Anwesenheit alle denkbaren Informationen, von denen sie sich ein tieferes Verständnis der sozialen Muster im Feld erhoffen, und machen auch ihre eigenen Eindrücke als praktische Teilnehmer*innen im Feld zum Mittel der Erkenntnis. Man könnte sagen, sie sind selbst nicht nur Handelnde, sondern zugleich zentrale Erkenntniswerkzeuge ihrer Forschung (vgl. Breidenstein u.a. 2020, S. 38–39; Geertz 2001, S. 92–93; Hammersley und Atkinson 2019, S. 3–5; Hirschauer und Amann 1997, S. 25–26).

Ein weiteres Charakteristikum ethnologisch-anthropologischer Ethnographie ist ihr doppelter Fokus auf die Entdeckung der Eigenheiten lokaler sozialer Felder einerseits und auf die Beantwortung grundlegender anthropologischer Fragestellungen andererseits. Zwar verfolgten ihre Akteur*innen in einem ersten Schritt häufig das Ziel, Muster des Soziallebens in begrenzten, weit entfernten Regionen zu erforschen. Spätestens nach der Rückkehr von ihren Forschungsreisen kamen sie aber nicht umhin, die neu gewonnenen Erkenntnisse in grundlegendere anthropologische Diskussionen einfließen zu lassen (vgl. Bourdieu 2018b, S. 7–45; Geertz 2001, S. 68; 2000, S. 20–28). Häufig stellten sie dabei Annahmen in Frage, die in ihren Herkunftsgesell-

schaften als selbstverständlich galten. Ein bis heute wirkmächtiges Beispiel dafür ist die Debatte, die im angelsächsischen Raum meist unter den Begriffen »Nature versus Nurture« und im deutschsprachigen Raum unter der Gegenüberstellung »Natur gegen Kultur« geführt wird: Seit den 1920er Jahren trugen Ethnolog*innen wesentlich zur Relativierung der Annahme bei, in Europa und Nordamerika übliche menschliche Handlungsmuster seien angeboren und gälten für alle Menschen auf der Welt. Sie hatten erlebt, dass Menschen in Regionen außerhalb ihrer Herkunftsgesellschaften nicht nur oberflächlich, sondern grundlegend andere Denk- und Handlungsweisen zeigten. Dies führte sie zu der Frage, ob nicht wesentlich mehr Anteile menschlichen Verhaltens als bisher angenommen auf die Einflüsse von Sozialisation zurückgingen (vgl. Faubion 2001, S. 40–41; Marks 2013, S. 249).

Durch das Hin und Her zwischen der Erforschung begrenzter sozialer Felder und der Thematisierung allgemeiner anthropologischer Fragen scheint ethnologischer Forschung wiederholt die Rolle eines Korrektivs gegenüber theoretischen Mehrheitsmeinungen zugefallen zu sein. Ihre Protagonist*innen wandten sich differenzierend gegen Annahmen, die in wissenschaftlichen Diskursen ihrer Zeit mehrheitlich geteilt wurden, die aber Gefahr liefen, in zu einseitige Perspektiven zu münden. Beobachten lässt sich dies in den Diskursen der englischsprachigen wie auch der französischsprachigen Anthropologie. Ethnologische Studien haben dort wiederholt dazu beigetragen, etablierte Theorien zur Beziehung zwischen Mensch und Kultur grundlegend in Frage zu stellen. Die dadurch neu etablierten Sichtweisen wurden durch die nächste Generation ethnologisch Forschender wiederum korrigiert und differenziert (vgl. Bourdieu 2018b, S. 7–18; Geertz 2000, S. 1–5; 2001, S. 97–108).

In den oben beschriebenen Debatten klingt bereits ein weiteres zentrales Thema ethnologisch-anthropologischer Forschung an: die Frage, wie menschliche Kultur sinnvoll beschrieben werden kann. Der Begriff der Kultur ist im Falle der US-amerikanischen Cultural Anthropology explizit in die Bezeichnung der Disziplin eingegangen; auch in anderen ethnologischen Traditionen spielt er als Thema eine zentrale Rolle. Fasst man Kultur sehr weit als Bezeichnung für jene Anteile sozialer Praktiken, die nicht lebensnotwendige Bedürfnisse menschlicher Existenz abbilden, kann man sagen: Ethnolog*innen haben wiederholt das Verständnis davon, wie sich Kulturelles theoretisch fassen lässt, wegweisend verändert (vgl. Faubion 2001, S. 39–44; Geertz 2001, S. 11–18). Aus unserer Sicht betrifft dies nicht nur, aber insbesondere auch die theoretische Beschreibung künstlerischer Praktiken. So ermöglicht bei-

spielsweise das musikethnologische Konzept des *Musicking*, Musik nicht als für sich existierende, von Menschen unabhängige Entität, sondern als nur in und durch menschliche Praxis existierendes, von Menschen konstituiertes Phänomen zu begreifen (vgl. Small 1998, S. 1–18). Noch konsequenter als andere, ähnliche Konzepte macht der Begriff des *Musicking* auf die Unmöglichkeit aufmerksam, Musik sinnvoll ohne die spezifischen sozialen Kontexte zu denken, in denen sie gemacht, erlebt, gefühlt und gedacht wird.

Nicht zuletzt thematisiert ethnologische Ethnographie Machtverhältnisse sozialer Interaktionen und macht auch nicht davor Halt, die eigenen Forschungsprozesse auf inhärente Machtstrukturen und Vorurteile hin zu beleuchten (vgl. Atkinson u.a. 2001, S. 2–3; Faubion 2001, S. 45–46; Lassiter 2005, S. 3–7). Ein wesentlicher Grund hierfür liegt in der Historie der Forschungstradition, die untrennbar mit der von Europa und später auch von Nordamerika ausgehenden Globalisierung und Kolonialisierung verbunden ist. Ethnologie und Anthropologie als akademische Forschungsdisziplinen wurden anfänglich ausschließlich von Forscher*innen aus Europa und Nordamerika praktiziert. Zunehmende Kontakte und Reiseaktivitäten zwischen weit entfernten Regionen sowie die damit verbundenen infrastrukturellen Entwicklungen erleichterten ihnen die Erforschung von aus ›westlicher‹ Sicht fernen Regionen ebenso wie sich etablierende koloniale Administrationsstrukturen. Durch ihre Rolle waren sie zwangsläufig in koloniale Machtstrukturen eingebunden. Die Macht lag dabei in vielerlei Hinsicht in größerem Maße auf ihrer Seite als auf jener der Beforschten. Dies hat die Frage nach Macht und Eurozentrismus in der Sicht auf die Welt zu einem expliziten Thema ethnologischer Fach- und Methodendiskussionen werden lassen (vgl. Bourdieu 2018b, S. 8–10, 15; Faubion 2001, S. 45–46; Hammersley und Atkinson 2019, S. 14–15, S. 18–19).

Der zweite, soziologisch orientierte Traditionsstrang der Ethnographie wurde von Forscher*innen vorangetrieben, die den Blick auf soziale Felder in ihren Herkunftsgesellschaften richteten, dabei aber auf ähnliche Weise wie Ethnolog*innen vorgingen. Studien dieser Art finden sich sowohl in der Soziologie selbst als auch in spezifischeren Disziplinen wie der Pädagogik oder der Wirtschaftswissenschaft, in denen sich Forscher*innen an Theorien und Vorgehensweisen der soziologischen Ethnographie orientierten (vgl. Hammersley und Atkinson 2019, S. 2–3; Hirschauer und Amann 1997, S. 7–16; Knoblauch 2001, S. 123–25).

Als ein wichtiger Ausgangsimpuls für diese Traditionslinie gilt übereinstimmend die US-amerikanische *Chicago School of Sociology*. Ihre Vertreter*innen gingen seit den 1920er Jahren ähnlich wie ethnologische Feldforscher*innen in soziale Gemeinschaften der Großstadt Chicago hinein, um deren Charakteristika zu erleben, zu beschreiben und zu erklären (vgl. Breidenstein u.a. 2020, S. 23–29; Deegan 2001, S. 11–13). Seit dieser Zeit findet sich in der angelsächsischen Soziologie eine starke Schwerpunktsetzung auf die realitätsnahe, fokussierte Erforschung sozialen Alltagslebens (vgl. Hammersley und Atkinson 2019, S. 2). Theoretisch ist diese eng verbunden mit der Denkschule des *Symbolischen Interaktionismus*, die grundlegend davon ausgeht, dass soziale Konventionen ebenso wie die subjektiven Denk- und Handlungsmuster einzelner Menschen sich im Zuge zwischenmenschlicher Interaktion konstituieren und transformieren (vgl. Deegan 2001, S. 19; Rock 2001, S. 26–29). Die Studien Erving Goffmans zu zwischenmenschlicher Alltagsinteraktion sind hier als einflussreiches Beispiel ebenso zu nennen wie die ethnmethodologische Forschung Harold Garfinkels, der untersuchte, wie Menschen soziale Normalität gemeinsam herstellen (vgl. Breidenstein u.a. 2020, S. 29–35; Goffman 1983; Pollner und Emerson 2001, S. 118–23).

Seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts finden sich soziologisch-ethnographische Forschungsansätze auch im deutschsprachigen Raum, wenn auch in geringeren Anteilen als in der angelsächsischen Sozialforschung (vgl. Knoblauch 2001, S. 123–24). Deutschsprachige Protagonist*innen sozialwissenschaftlicher Ethnographie sehen ihre Forschung als notwendige Komplementärbewegung zu den ansonsten mehrheitlich quantitativen soziologischen Perspektiven, die mit großen Zahlen beforschter Personen arbeiten und auf eine gesamte Gesellschaft übertragbare Ergebnisse anstreben. Demgegenüber seien ethnographische Forschungsansätze besonders wichtig, da sie ermöglichen, die Lebensrealitäten beforschter Personen in ihrer Vielfalt und ihren Widersprüchlichkeiten möglichst tiefgründig nachzuvollziehen (vgl. Girtler 2001, S. 46–49; Knoblauch 2001, S. 136–37).

Über solch ›originär sozialwissenschaftliche‹ Ethnographie hinaus sind soziologisch orientierte Forscher*innen in verschiedenen Ländern bis zum heutigen Tag immer wieder auf neue Weise von den Ideen und Vorgehensweisen ethnologischer Ethnographie beeinflusst worden (vgl. Breidenstein u.a. 2020, S. 21–23; Knoblauch 2001, S. 123–24). So sind in Frankreich Ethnologie und Soziologie traditionell stark miteinander verzahnt. Pierre Bourdieu etwa entwickelte seine soziologischen Konzepte zu Praxis und Habitus ausgehend von ethnologischer Forschung in kabylischen Gemeinschaften Nordafrikas

und übertrug sie auf soziologische Analysen innerhalb Frankreichs (vgl. Bourdieu 2018a). Die ethnologische Cultural und Social Anthropology im englischsprachigen Raum wandte sich vor allem in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ebenfalls stärker Forschungsfeldern innerhalb der Herkunftsgesellschaften der Forschenden zu und beeinflusste auf diese Weise auch soziologische Diskurse (vgl. Atkinson u.a. 2001, S. 2; Geertz 2001, S. 89–94).

Teilweise zeichnet sich die soziologisch orientierte Ethnographie gerade dadurch aus, dass sich darin Traditionslinien soziologischer und ethnologischer Feldforschung vermischen und befruchten. So hat die erziehungswissenschaftliche Ethnographie in Deutschland ihre Forschungspraxis und ihre Theorien entwickelt, indem sie verschiedene ethnographische Traditionen miteinander in Dialog gebracht hat: Sie bezieht sich auf die französisch-ethnographische Tradition Bourdieus ebenso wie auf die kulturanthropologische Tradition Geertz' und die alltagssoziologische Tradition Goffmans (vgl. Wulf und Zirfas 2004, S. 32–38).

Ein zentrales Charakteristikum soziologisch orientierter Ethnographie ist, dass sie neue Sichtweisen auf vermeintlich vertraute Praktiken des Soziallebens entwickelt und vertraute Erklärungsmuster hinterfragt. Theoretische Perspektiven auf soziale Phänomene können durch ethnographische Forschung um die Beschreibung bisher nicht in den Blick geratener Aspekte ergänzt oder sogar komplett in Frage gestellt werden (vgl. Hirschauer und Amann 1997, S. 8–13). Letztlich lässt sich dies verstehen als eine Zusammenführung sozialwissenschaftlicher und ethnologischer Forschungshaltung: Forscher*innen verfolgen den Anspruch, Theorien über ihre Herkunftsgesellschaften zu entwickeln. Dabei versuchen sie allerdings gezielt, diese als etwas potenziell Unbekanntes in den Blick zu nehmen, um zu neuen Beschreibungen und Erklärungen zu finden.

Anders als Ethnolog*innen, die durch ihre Forschung in bis dato unvertrauten Sozialfeldern quasi zwangsläufig zu neuen Sichtweisen auf alte Fragen fanden, kamen und kommen soziologische Ethnograph*innen durch bestimmte methodische Vorgehensweisen zu theorieverändernden Erkenntnissen. Eine Möglichkeit, neue Perspektiven auf vermeintlich vertraute soziale Felder zu entwickeln, liegt im gezielten Blick auf die Praktiken selbst. Forscher*innen untersuchen möglichst unmittelbar, was Akteur*innen in einem Feld tatsächlich *tun*: Wie sie interagieren, wie sie sich äußern, welche Gedanken, Vorstellungen und Annahmen sich in der Praxis rekonstruieren lassen (vgl. Girtler 2001, S. 52–53; Wulf 2011, S. 21–23). Es geht zum einen darum, implizite Logiken, die beispielsweise in Interviews nicht oder nur unzureichend

zur Sprache kämen oder sogar den offiziellen Selbstbeschreibungen eines Feldes zuwiderlaufen, aufzudecken (vgl. Kellermann und Wulf 2011, S. 81–82; Wulf 2011, S. 6; 2014, S. 255). Zum anderen zielt derartige Forschung darauf ab, Gedanken und Vorstellungen beforschter Personen nicht erst im Nachhinein, sondern bereits im Geschehen zu ergründen, um sie möglichst unverfälscht rekonstruieren zu können (vgl. Hirschauer und Amann 1997, S. 22).

Ein weiterer Forschungsansatz, der soziologische Ethnographie wiederholt zu innovativen Sichtweisen auf soziale Realität gebracht hat, liegt in der Betrachtung sozialer Interaktion wie unter einem Vergrößerungsglas, um bisher unerkannte Feinheiten daran zu entdecken. Forscher*innen fokussieren hierzu kleine Untersuchungsfelder mit wenigen agierenden Personen, um deren Interaktionen und Perspektiven konzentriert und kleinteilig beforschen zu können. Seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts werden dabei oft auch digitale Medien wie Video- und Audioaufnahmen genutzt, durch deren Analyse ein wiederholter, kleinteiliger Fokus auf die Feinheiten sozialer Interaktionen möglich wird (vgl. Knoblauch 2001, S. 132; Wulf 2011, S. 23).

Eine dritte Vorgehensweise, den Blick auf Gesellschaft produktiv zu erweitern, findet sich in Forschungsprojekten, die gezielt bisher im Diskurs unterrepräsentierte Personengruppen in den Fokus rücken. Forscher*innen gehen in soziale Felder hinein, deren Akteur*innen bisher nicht in den Blick genommen wurden – sei es, weil sie innerhalb einer Gesellschaftshierarchie weiter unten stehen, weil sie innerhalb existierender Theorien als weniger wichtig gelten oder weil sie nur unter größerem Aufwand in den Blick genommen werden können als andere Gruppen (vgl. Breidenstein u.a. 2020, S. 27–28; Girtler 2001, S. 39–42; Knoblauch 2007, S. 226).

Erkenntnistheoretische Annahmen ethnographischer Forschungspraxis

Welche erkenntnistheoretischen Annahmen liegen den beschriebenen ethnographischen Forschungstraditionen zugrunde? Auch hierzu lässt sich erst einmal feststellen: Sollte es jemals grundlegende Übereinstimmungen unter Ethnograph*innen dazu gegeben haben, wie die zu beforschende Realität strukturiert ist und wie sie möglichst produktiv in den empirischen Blick genommen werden kann, so haben sich diese inzwischen weit ausdifferenziert. Von einer ethnographischen Epistemologie kann daher nicht gesprochen werden (vgl. Atkinson u.a. 2001, S. 2–4; Hammersley und Atkinson 2019, S. 10). Den-

noch finden sich auch hier mehrere theoretische Denktraditionen, die zumindest für große Teile der historischen ethnographischen Forschungspraktiken eine Rolle gespielt haben und in aktuellen Forschungsprojekten immer noch spielen.

Ethnographie zählt grundlegend zur methodologischen Familie qualitativer Forschungsansätze (vgl. Flick 2017, S. 22–38) und teilt deren zentrale Grundannahme: Menschen interpretieren die Welt, in der sie leben. Das heißt, sie entwickeln eine Sicht auf die Welt und handeln aus dieser heraus. In ihrer Weltsicht weisen sie den Handlungen und Äußerungen anderer Menschen wie auch ihrer selbst Bedeutungen zu und verbinden damit Gefühle; sie suchen und finden Erklärungen dafür, wie die Welt, in der sie leben, funktioniert, und lassen diese in ihr Handeln einfließen. Menschliche Handlungen sind daher immer mit Bedeutungen für die Handelnden selbst und für andere Personen verbunden (vgl. Geertz 2000, S. 5–13; Girtler 2001, S. 37–42). Aus dieser Annahme heraus ist Sozialforschung die Deutung einer bereits gedeuteten Welt, die sich nicht hinreichend in Zahlen oder quantifizierbaren Begriffen beschreiben lässt: Ethnographie geht wie qualitative Forschung insgesamt davon aus, dass es nötig ist, die Perspektiven und Handlungsweisen beforschter Personen zu ergründen und zu erklären, wenn man sozialer Realität gerecht werden will (vgl. Girtler 2001, S. 38; Rock 2001, S. 31). Dies gilt auch und insbesondere für Äußerungen und Handlungen, die auf den ersten Blick selbsterklärend wirken mögen (vgl. Geertz 2000, S. 6–7; Girtler 2001, S. 54): Was genau meinen beispielsweise Instrumentallehrende, wenn sie sagen, eine Schülerin oder ein Schüler sei ›musikalisch‹? Welche Gründe finden sich tatsächlich für die Vorliebe einer Schülerin für ein bestimmtes Instrument? Erklärt sich der Musikgeschmack eines Schülers schlicht aus den Hörgewohnheiten in seinem sozialen Umfeld oder lassen sich noch andere Ursachen dafür ausmachen? Wie in diesen Fragen geht es ethnographischer Forschung darum, die Hintergründe beforschter Handlungen und Äußerungen möglichst umfassend zu ergründen.

Ethnographische Forschung zeichnet sich durch mehrere Pointierungen qualitativer Erkenntnistheorie aus. Ihr zentrales Charakteristikum liegt in der mit der Methode der teilnehmenden Beobachtung verbundenen Annahme, dass für die Deutung sozialer Interaktionen die möglichst unmittelbare Teilnahme an diesen Interaktionen nötig ist (vgl. Hammersley und Atkinson 2019, S. 7–9; Hirschauer und Amann 1997, S. 21). Zum einen, weil wesentliche Bedeutungen zwischenmenschlicher Äußerungen und Handlungen nur im unmittelbaren Erleben wahrnehmbar werden – sowohl für Betrachter*innen

als auch für die handelnden Personen selbst (vgl. Hirschauer und Amann 1997, S. 21–24). Welche impliziten Meinungen beispielsweise im Hintergrund eines Wortwechsels zweier Personen stehen oder welche Bedeutungen in einer nonverbalen Handlung mitschwingen, lässt sich gemäß dieser Annahme nur im Moment selbst hinreichend begreifen. Zum anderen nehmen Ethnograph*innen an, dass die Forschenden soziale Interaktionen nicht nur erleben, sondern auch mental mitvollziehen müssen, um sich damit verbundene Bedeutungsgehalte persönlich vergegenwärtigen zu können (vgl. Breidenstein u.a. 2020, S. 79–80; Girtler 2001, S. 42–43). Letztlich lässt sich diese Auffassung als Professionalisierung zwischenmenschlicher Alltagsdeutung fassen (vgl. Hammersley und Atkinson 2019, S. 9–10): Die menschliche Fähigkeit, beispielsweise aus Haltung und Tonfall eines Gegenübers Rückschlüsse auf dessen Stimmung oder Gedanken zu ziehen, wird in ethnographischer Forschung gezielt eingesetzt.

Damit verbunden ist zweitens die Annahme, dass Beobachtung und Deutung sozialer Interaktion in qualitativer Forschung untrennbar miteinander verwoben sind. So wie es für eine Person in der Alltagsinteraktion mit anderen Menschen weder möglich noch sinnvoll ist, von ihren im Vorfeld erworbenen Vorannahmen, Auffassungen und Deutungsmustern völlig zu abstrahieren, so vermag auch eine forschende Person dies nicht zu tun (vgl. Geertz 2000, S. 6–7; Girtler 2001, S. 37–38; Hammersley und Atkinson 2019, S. 17). Daraus ergeben sich zwei zentrale methodische Konsequenzen: Zum einen thematisieren zahlreiche Ethnograph*innen nicht nur ihre eigene Sichtweise auf ein Feld, um ihre Deutungen transparent werden zu lassen. Sie machen ihre eigenen Sichtweisen auch zum expliziten Gegenstand ihrer Analyse (vgl. Geertz 2001, S. 11–15; Hirschauer und Amann 1997, S. 19–20). So kann beispielsweise eine Forscherin, die durch beobachtete Handlungen im Feld irritiert wird, genauer untersuchen, worin ihre persönliche Irritation liegt, welche ihrer – bisher vielleicht unreflektierten – Vorannahmen nicht erfüllt wurden und wie sich die Unterschiede zwischen ihr und den beforschten Personen erklären lassen. Zum anderen zeigt sich in ethnographischer Forschung eine vergleichsweise durchlässige Trennlinie zwischen Datensammlung und -deutung. Gemäß der Annahme, dass Beobachtung sozialer Interaktion immer mit Deutung verbunden ist, formulieren Ethnograph*innen bereits während der Zeit im Feld explizit ihre Deutungen und machen sie zur Grundlage der weiteren Datensammlung (vgl. Girtler 2001, S. 55–56; Hirschauer und Amann 1997, S. 30–31). Die Analyse nach der Rückkehr aus dem Forschungsfeld unterscheidet sich daher auch nicht grundlegend von der Zeit im Feld: Forscher*innen

knüpfen an bereits formulierte Deutungen und Kategorienbildungen an, führen sie weiter, hinterfragen und differenzieren sie (vgl. Breidenstein u.a. 2020, S. 146–47).

Eine dritte zentrale Annahme ethnographischer Forschung ist, dass jedes beforschte Feld jeweils eigene Charakteristika aufweist, die den Forschenden im Vorfeld nicht vollständig bekannt sein können – selbst dann nicht, wenn Sie vorher bereits Akteur*innen in dem jeweiligen Feld waren (vgl. Geertz 1983, S. 73–77; Hammersley und Atkinson 2019, S. 9; Hirschauer und Amann 1997, S. 12; Knoblauch 2001, S. 133–34). Dahinter liegt die Auffassung, dass Menschen ihre Handlungen und damit verbundene Bedeutungen in Interaktion miteinander entwickeln und dass daher die Interaktionen in unterschiedlichen Feldern auch zu unterschiedlichen Handlungs- und Bedeutungsmustern führen (vgl. Deegan 2001, S. 19). In der Praxis ist dies mit einer Forschungshaltung verbunden, die man beschreiben könnte als eine Kombination aus ›Sich-auf-ein-Feld-einlassen‹ und ›Sich-vom-Feld-überraschen-lassen‹. Forscher*innen versuchen, die Spezifika eines Feldes möglichst nah an sich heranzulassen. Zugleich nehmen sie an, dass sie dabei mit Phänomenen oder Zusammenhängen konfrontiert werden, mit denen sie nicht gerechnet haben, und suchen nach Wegen, diese Überraschungen zu finden (vgl. Hammersley und Atkinson 2019, S. 7; Hirschauer und Amann 1997, S. 19–21; Breidenstein u.a. 2020, S. 138–40). Forschungsmethodisch führt diese Haltung zu sehr flexiblen Vorgehensweisen. Da die Forscher*innen *a priori* nicht sicher sein können, welche Personen, Artefakte, Institutionen und Settings sie einbeziehen und welche Fragen sie stellen müssen, um die Charakteristika eines Feldes zu verstehen, passen sie ihr Vorgehen im Laufe der Datensammlung stark an neue Erkenntnisse an. Auf diese Weise gewährleisten sie, dass relevante Informationen auch dann ins Forschungsergebnis einfließen, wenn sie im Vornherein nicht im Fokus ihrer Vorannahmen oder einer eventuell geplanten Methodik gestanden haben (vgl. Breidenstein u.a. 2020, S. 42–44; Hirschauer und Amann 1997, S. 19–21).

Eine vierte Annahme ethnographischer Forschung ist, dass soziale Felder und die dort zu findenden Interaktionen sehr komplex, teilweise in sich widersprüchlich und daher nur unter intensivem Aufwand zu deuten sind (vgl. Girtler 2001, S. 44–45; Knoblauch 2001, S. 129–30). Ethnograph*innen versuchen der Komplexität zum einen gerecht zu werden, indem sie bei der Datensammlung in die Tiefe gehen: Sie untersuchen wenige – teilweise auch einzelne – Fälle tiefgreifend und ergründen die Hintergründe beobachteter Handlungen möglichst umfassend (vgl. Breidenstein u.a. 2020, S. 158–61;

Geertz 2000, S. 417–53; Knoblauch 2001, S. 132). Darüber hinaus gehen sie in vielen Fällen davon aus, dass selbst die beforschten Akteur*innen in einem Feld nicht all dessen Eigenschaften in ihrer Komplexität reflektieren und explizieren können. Daher machen sie sich über die Sammlung verbaler Aussagen hinaus auch auf die Suche nach impliziten Gründen für die Handlungen und Äußerungen der beforschten Personen (vgl. Hirschauer und Amann 1997, S. 23–24; Wulf 2011, S. 22–23). Zum anderen gehen Ethnograph*innen bei der Datengenerierung in die Breite: Sie sammeln möglichst viele – auch verschiedenartige – Informationen im Feld (vgl. Hammersley und Atkinson 2019, 3; Hirschauer und Amann 1997, S. 16). Indem sie diese miteinander in Bezug setzen, erhalten sie ein vielschichtiges Bild der beforschten Realität, können ihre Deutungen verfeinern und absichern. Gerade auch Widersprüche, die einem Feld inhärent sind, werden auf diese Weise wahrnehmbar (vgl. Wulf 2011, S. 22–23): Handeln beispielsweise Personen in der Praxis anders, als sie dies von sich selbst annehmen? Gibt es unterschiedliche – auch unvereinbare – Rollenerwartungen verschiedener Akteur*innen? Finden sich in niedergeschriebenen Dokumenten einer Institution andere Wertvorstellungen als in den persönlichen Auffassungen der handelnden Personen? Derartige Fragen werden durch den Einbezug unterschiedlicher Datenarten thematisierbar.

Fünftens teilen zahlreiche ethnographische Studien eine Auffassung, die historisch aus den grundlegenden Fragestellungen der Anthropologie und Soziologie erwachsen ist: Gerade solche Forschung, die sich fokussiert den Eigenschaften spezifischer Sozialfelder widmet, kann und sollte zu allgemeingültigen Aussagen über grundlegende Eigenschaften von Menschen und Gesellschaften beitragen (vgl. Geertz 2001, S. 97–107; Knoblauch 2001, S. 135–38). Warum agieren Menschen, wie sie agieren? Wie ›funktionieren‹ Gesellschaften? Ethnographische Forschung zielt – sei es mit, sei es ohne ausgesprochene Intention – darauf ab, zu Antworten auf solch grundlegende Fragen beizutragen. Dies gilt auch noch in jüngerer Zeit, in der ›große Theorien‹ nicht nur in der Ethnographie oft kritisch gesehen werden (vgl. Lather 2001, S. 477–81; Wulf u.a. 2011). Auf den ersten Blick widerspricht dies dem ethnographischen Fokus auf spezifische soziale Felder und ihre Komplexitäten. Tatsächlich führen überraschende Erkenntnisse, die sich durch fokussierte Forschung ergeben, Forscher*innen oft zurück zu grundlegenden Fragen, weil diese davon betroffen sind – unabhängig davon, ob die Forschenden dies beabsichtigt haben oder nicht (vgl. Geertz 2001, S. 11–16). Man könnte von einer ethnographischen Dialektik zwischen starkem Fokus auf Spezifisches einerseits und starker Abstraktion andererseits sprechen.

Ein sechstes Charakteristikum ethnographischer Forschung ist die intensive Beschäftigung mit der Grundannahme, dass sich Realität durch Forschung nicht eins zu eins abbilden lässt. Historisch haben Ethnograph*innen wesentlich zu der Erkenntnis beigetragen, dass wissenschaftliche Darstellungen soziale Phänomene nicht objektiv darstellen können (vgl. Flick 2017, S. 34). Auf Empirie basierende Darstellungen von Realität sind zwangsläufig dadurch geprägt, welche Fragen Forschende gestellt haben, welche Personen und Phänomene sie in einem Feld in den Blick genommen haben, wie sie ein Feld durch ihre Anwesenheit beeinflusst haben und wie sie Beforschtes in verbale Beschreibung übersetzt haben (vgl. Hammersley und Atkinson 2019, S. 14–18). Zahlreiche einflussreiche Ansätze ethnographischer Forschung lassen sich verstehen als zum Scheitern verurteilte, aber dennoch notwendige Versuche, mit der Problematik der Unabbildbarkeit sozialer Realität umzugehen. So versuchen Forscher*innen, den Einfluss ihrer eigenen Vorannahmen auf ihre Forschungsergebnisse sich selbst und ihren Leser*innen möglichst transparent zu machen (vgl. Amit 2000, S. 4–5; Hammersley und Atkinson 2019, S. 17–18). Sie machen ihre eigene Position, Rolle und Praxis im Forschungsfeld ausführlich zum Thema (vgl. Geertz 2000, S. 412–17; Bourdieu 2018b, S. 7–45). Und sie arbeiten daran, die beforschten Personen gleichberechtigt in den Forschungsprozess miteinzubeziehen, um deren Perspektive möglichst unverfälscht kommunizieren zu können (vgl. Lassiter 2005, S. 7–14; Reed-Danahay 2001, S. 407). Viele weitere Arten, die Konstruktion der eigenen Forschungsergebnisse offenzulegen, ließen sich finden. Ethnographie schärft somit das Bewusstsein dafür, dass Forschung Realität nicht abbilden, sondern nur auf bestimmte Weisen in Beschreibungen und Erklärungen übersetzt darstellen kann.

Nicht zuletzt betonen zahlreiche Ethnograph*innen in ihrer Forschungspraxis die Tatsache, dass Wissenschaft einen unabschließbaren, historischen Prozess des Dialogs zwischen Theoriebildung und empirischer Erfahrung darstellt. Forscher*innen gründen ihre empirische Forschung – bewusst oder unbewusst – auf theoretische Vorannahmen und ziehen im besten Fall solche Theorien für ihre Forschung heran, die ihnen helfen können, die Erfahrungen im Feld zu differenzieren. Zugleich fließt empirische Forschung immer zurück in Theorien – seien dies spezifischere oder größere Theoriegebäude, die durch Forschung verändert, verfeinert oder grundlegend in Frage gestellt werden (vgl. Geertz 2000, S. 26–27; Knoblauch 2001, S. 135–38; Wulf und Zirfas 2004, S. 34). Dabei lässt sich aus unserer Sicht ein relativ großer Pragmatismus beobachten, auch solche Theorien in ethnographische Forschung einzubezie-

hen, die ursprünglich aus anderen Forschungsarten und Disziplinen heraus entstanden sind. Kurz: Ethnographische Forschung trägt ausdrücklich dazu bei, einen – auch theorieübergreifenden – hermeneutischen Zirkel zwischen Empirie und Theorie fortzuführen.

Kurzdarstellungen der Aufsätze

Die Beiträge zu diesem Band folgen auf unterschiedliche Art Herangehensweisen und methodologischen Annahmen, wie wir sie im vorigen Abschnitt beschrieben haben. Sie bewegen sich dabei in einem Spannungsfeld zwischen methodologischen und empirischen Fragestellungen: Einige fokussieren eher die Frage, wie Ethnographie für musikpädagogische Forschung und Lehre nutzbar gemacht werden kann. Andere widmen sich konkreten Forschungsfragen und veranschaulichen dadurch Möglichkeiten ethnographischer Forschung im musikpädagogischen Kontext. Die Reihenfolge der Artikel folgt grob einem Weg von theoretischen Grundlagentexten hin zu konkreten empirischen Studien. Letztere widmen sich zum einen musikpädagogischen Lehr- und Lernsituationen im engeren Sinne; zum anderen fokussieren sie Situationen außerhalb institutionalisierter Musikpädagogik, in denen Prozesse der Tradierung und Transformation musicalischer Praxis sichtbar und verständlich werden.

Raimund Vogels erörtert in seinem Beitrag ethnographische Methoden in der Musikpädagogik und der Musikethnologie. Er betrachtet Musik als soziale und fluide Aktivität und nicht als statisches Kunstwerk. Damit kritisiert er traditionelle musikwissenschaftliche Ansätze, die oft hierarchische und eurozentrische Werte betonen, und hebt die Bedeutung des kulturellen Relativismus im Umgang mit diversen musicalischen Praktiken hervor. Er argumentiert, dass Ethnographie als pädagogisches Mittel verwendet werden könne, um kulturelles Bewusstsein und Diversitätssensibilität zu fördern. Hierfür sei es jedoch nötig, die Dominanz der ›westlichen‹, ›klassischen‹ Musik in den Lehrplänen abzubauen, um die Anerkennung der globalen kulturellen Vielfalt zu fördern. Die Integration ethnographischer Perspektiven in die Musikpädagogik könnte, so der Autor, zu einer Plattform für Dialog, Verständnis und Respekt über kulturelle Grenzen hinweg werden.

Evert Bisschop Boele diskutiert in seinem Beitrag, inwiefern ethnographische Ideen hilfreich für die musikpädagogische Praxis sein können. Er plädiert dafür, Menschen – Lehrpersonen wie Schüler*innen – als Idiokultu-

ren zu begreifen: Als Individuen mit jeweils eigener kultureller Prägung durch Biographie und sozialen Hintergrund. Ausgehend davon argumentiert er zum einen, dass ein ethnographisch informiertes Interesse an den Biographien und Lebenswelten der Schüler*innen für erfolgreiche Pädagogik essenziell sei. Zum anderen weist er darauf hin, dass auch Lehrpersonen zwangsläufig nur aus ihrer persönlichen Biographie und ihrem Hintergrund heraus agieren und auf Unterricht blicken können. Musikpädagog*innen sollten daher ähnlich wie Ethnograph*innen ihre persönlichen Sicht-, Handlungs- und Denkweisen reflektieren, um sie in ihr Bild ihres Unterrichts einbeziehen zu können. Nicht zuletzt plädiert Bisschop Boele dafür, die persönliche Prägung von Lehrpersonen stärker auch in der musikpädagogischen Fachdiskussion in den Blick zu nehmen.

Olivier Blanchard argumentiert, dass ethnographische Forschung in der Musikpädagogik zwangsläufig auf grundlegenden sozialtheoretischen Annahmen basiert. Auch solche Forschungsarbeiten, die explizit ohne sozialwissenschaftliche Fundierung arbeiteten, weil sie konkrete musikpädagogische Felder in den Blick nahmen oder fachspezifische Fragen stellten, stützten sich implizit doch auf grundlegende Annahmen zum Zusammenhang zwischen Mensch und Gesellschaft. Blanchard plädiert dafür, diese theoretische Fundierung explizit vorzunehmen und offenzulegen, um sie für Forschung transparent und nutzbar zu machen. Am Beispiel seiner aktuellen Forschung auf Basis der Hegemonietheorie von Laclau und Mouffe zeigt er, wie eine Fundierung musikpädagogischer Ethnographie auf Sozialtheorien gestaltet werden kann.

Andrea Welte erörtert, inwiefern eine ‚wahrnehmende‘, ethnographisch orientierte Sichtweise auf Beobachtung einen Mehrwert für die Musikpädagogik bedeuten kann. Dazu legt sie dar, wie Beobachtung üblicherweise in der Musikpädagogik thematisiert und Beobachtungskompetenz angebahnt wird. Sie ruft Kennzeichen teilnehmender Beobachtung in der Ethnographie in Erinnerung und stellt das auf ethnographischen Grundlagen basierende Konzept und Werkzeug des Wahrnehmenden Beobachtens vor. Anhand der Arbeit mit Beobachtungsvignetten zeigt sie exemplarisch, wie die Fähigkeiten und Fertigkeiten des offenen Wahrnehmens und Beobachtens in einem musikpädagogischen Studium verfeinert werden können. Schließlich formuliert sie einen Ausblick zu Potenzialen eines ethnographisch fundierten Wahrnehmen- den Beobachtens für die Musikpädagogik.

Jan Jachmann untersucht auf Basis von Theorien zu Performativität und sozialer Interaktion, wie Instrumentallehrende im Unterricht ihre Rolle als

Pädagog*innen ausgestalten. Er argumentiert, dass ein Rollenkonflikt, der in der Fachliteratur prominent diskutiert wird, auch die von ihm beforschten Lehrpersonen in ihrem Verhalten präge: Beide schwankten zwischen den Rollenbildern dominanter Lehrmeister*innen und schüler*innenorientierter Lerninitiator*innen. Jachmann führt den Rollenkonflikt auf widersprüchliche Vorerfahrungen der Lehrpersonen mit Rollenbildern, auf strukturelle Unterrichtsbedingungen und auf den Einfluss der Schüler*innen zurück. Er plädiert dafür, die praktisch erworbenen Rollenbilder von Instrumentalpädagog*innen noch stärker in den Blick von Forschung und Hochschulausbildung zu nehmen. Seine Studie zeigt exemplarisch, wie ethnographische Forschung Widersprüche zwischen expliziten pädagogischen Idealen und unterschwelligen, vorreflexiven Lehrverhaltensweisen thematisieren kann.

Aurelia Lampasiak widmet sich dem Unvorhersehbaren in improvisationsorientiertem Musikunterricht. Sie gründet ihre Untersuchung auf praxeologische Konzepte zu Subjektivierungsprozessen. Ausgehend davon analysiert sie, wie Schüler*innen in musikpädagogischen Improvisationssettings Ideen ihrer Lehrpersonen auf für jene unvorhersehbare Weise aufgreifen und dadurch musikalische Praktiken entstehen lassen, die für alle Beteiligten neu und unerwartet sind. Lampasiak plädiert dafür, das didaktische Repertoire zum Umgang mit derartigen Momenten der Unvorhersehbarkeit zu erweitern, um deren Potenzial pädagogisch besser nutzbar zu machen. Methodologisch macht sie anhand ihres Beispiels deutlich, wie ethnographische Forschung Feinheiten musikpädagogischer Unterrichtsrealität didaktisch gewinnbringend in den Blick rücken kann, die üblicherweise nur schwer in den Fokus der Lehrpersonen kommen.

Nazfar Hadji nähert sich in ihrem Beitrag dem häuslichen Üben als *terra incognita*. Mittels einer Einzelfallstudie begibt sie sich auf eine ethnographische Reise in dieses intime und daher bisher kaum qualitativ erforschte Feld. Anknüpfend an die Übebegriffe von Mahlert und Bollnow untersucht sie die alltäglichen Übeprozesse zweier zehnjähriger Zwillingsbrüder im Kontext ihrer Familie. Sie widmet sich dem Verhältnis zwischen absichtlichen und unsichtlichen Anteilen beim Üben und beleuchtet unter anderem, wie die Mutter als Bezugsperson die Übepraktiken ihrer Kinder beeinflusst. So verdeutlicht Hadji, wie ethnographische Einzelfallstudien wissenschaftliche Theorien des musikpädagogischen Diskurses ebenso wie Alltagstheorien von Lehrpersonen bestätigen, erweitern und infrage stellen können.

Nepomuk Riva untersucht, wie Dirigent*innen in Proben lautmalerisch mit Orchestermusiker*innen kommunizieren. Hierzu greift er auf den Begriff

der Lautsilben zurück, der wesentlich im Zuge ethnologischer Forschung in afrikanischen Ländern entwickelt worden ist, und macht diesen für die Analyse der Kommunikation zu ›westlicher‹ Orchestertermusik nutzbar. Er argumentiert auf Basis von Feldforschung in einem Dirigier-Meisterkurs des Lucerne Festivals, dass Dirigent*innen über Lautsilben insbesondere ihre Auffassungen zu Rhythmus, Akzenten und Phrasierung, aber auch zu Tonqualität und Klangfarbe effizient kommunizieren können. Riva zeigt mit seiner Studie exemplarisch, wie Erkenntnisse und Konzepte ethnologischer Forschung außerhalb Europas dazu beitragen können, auch bisher vernachlässigte Aspekte ›westlicher‹ Musiktraditionen gewinnbringend in den Blick zu nehmen.

Yongfei Du widmet sich der Frage, wie Menschen in der Diaspora durch ihre musikalische Praxis ihre Identität im Spannungsfeld zwischen Herkunfts-kultur(en) und aktueller Heimat ausformen. Sie untersucht den Chinesischen Akademikerchor Berlin, in dem chinesischstämmige Menschen zum gemeinsamen Singen zusammenkommen. Basierend auf dem Begriff Marker of Difference argumentiert sie, dass die Mitglieder des Chores, die der jüngeren Diaspora-Generation angehören, die Musik im Chor nutzen, um sich von eurozentristischen und orientalistischen Bewertungen ihrer Herkunfts-kultur zu distanzieren, wie sie von älteren Diaspora-Generationen noch vertreten werden. So eröffnet sie einen Blick darauf, wie ethnographische Perspektiven intergenerationale Tradierungsprozesse musikalischer Praktiken nachvollziehbar machen können.

Ausblick: Ethnographie und Musikpädagogik

In der Abschlussdiskussion der diesem Band vorausgegangenen Tagung wurde deutlich, dass ethnographische Forschungsansätze in der Musikpädagogik in Zukunft einen wesentlichen Beitrag zur Beleuchtung zentraler Fragestellungen leisten können und sollten. Die Diskutierenden stimmten darin überein, dass Ethnographie nicht nur bereits etablierte Forschungsweisen ergänzen kann – sie erscheint auch in mehrerlei Hinsicht besonders geeignet, die spezifischen Eigenschaften musikpädagogischer Felder und Praktiken in den Blick zu nehmen. Mehrere Potenziale wurden hier angesprochen.

Der vergleichende ethnographische Blick auf kulturelle Übereinkünfte und Üblichkeiten kann zu einer kritischen Betrachtung und Weiterentwicklung der Lehre an Musikhochschulen beitragen. Die akademische Ausbildung in Instrumentalspiel und Gesang ist mit zahlreichen tradierten Auffassungen

zu Musik verknüpft: Lehrende wie Studierende bringen – häufig implizite – Überzeugungen dazu mit, was Musik ist, wie sie aufgeführt und rezipiert werden sollte und was mit ihr mental verbunden werden kann. In vielen Fällen – und aus legitimen Gründen – folgen diese Überzeugungen klassisch-westlichen Musiktraditionen.⁴ Zugleich verändern und erweitern sich musikalische Praktiken außerhalb des universitären Feldes laufend und in schnellem Tempo. Für die akademische Lehre stellt sich die nicht triviale Frage, wie mit dieser Diskrepanz produktiv umgegangen werden kann. Ethnographische Perspektiven und Forschungspraktiken erscheinen besonders geeignet, zum Verständnis der Problematik und zu Lösungsansätzen beizutragen. Sie bringen das Potenzial mit, verschiedenartige musikalische Konventionen innerhalb und außerhalb von Universitäten zu ergründen, in (vergleichenden) Bezug miteinander zu setzen und mögliche Verbindungs- und Entwicklungsschritte zu formulieren.

Auch kann der realitätsnahe, unmittelbare Charakter ethnographischer Forschung zu einem profunderen Verständnis von Alltagstheorien beitragen, die Musikpädagog*innen an Musik und ihre Vermittlung herantragen. Lehrende an musikalischen Bildungsinstitutionen verfügen über ausgeprägte Alltagstheorien dazu, wie Musik unterrichtet wird und werden sollte. Diese dürfen einen großen Einfluss auf die Praxis der Lehre haben. Ethnographie kann sie in ihrer Auswirkung auf den Unterricht unmittelbar in den Blick nehmen und diskutieren.

Schließlich kann Ethnographie einen Beitrag dazu leisten, die institutionellen Strukturen und Rahmenbedingungen musikpädagogischer Bildung und Ausbildung zu ergründen und ihre Auswirkung auf Unterricht zu erklären, um mögliche Veränderungen zu diskutieren. Wie ist Unterricht eingebettet in institutionelle und administrative Strukturen? Wie sind die Strukturen begründet? Wie wirken sie sich auf den Unterricht aus? Wie ließen sie sich im Sinne eines pädagogischen Mehrwerts und zugleich im Rahmen des Machbaren verändern? Derartige Fragen wurden in der Diskussion als mögliche Fokuspunkte ethnographischer Forschung diskutiert. Hierbei erwies sich als offene methodische Frage, wie der vor allem auf praktische Situationen fokussierte ethnographische Blickwinkel in Zukunft noch stärker

⁴ Zugleich gibt es in der musikpädagogischen Diskussion und Ausbildung bereits zahlreiche und wichtige Ansätze, diesen Fokus zu weiten (vgl. Barth 2008). Musikpädagogische Reformbestrebungen, akademische Musikausbildung zu öffnen, lassen sich allerdings auch kritisch hinterfragen (vgl. Clausen und Lehmann-Wermser 2022).

mit Forschung zu administrativen Dokumenten, in denen institutionelle Sichtweisen wahrnehmbar werden, verbunden werden kann.

Literatur

- Amit, Vered. 2000. »Introduction: Constructing the Field«. In *Constructing the Field: Ethnographic Filedwork in the Contemporary World*, herausgegeben von Vered Amit, 1–19. Abingdon, New York: Routledge.
- Atkinson, Paul, Amanda Coffey, Sara Delamont, John Lofland, und Lyn Lofland. 2001. »Editorial Introduction«. In *Handbook of Ethnography*, herausgegeben von Paul Atkinson, Amanda Coffey, Sara Delamont, John Lofland, und Lyn Lofland, 1–10. London: Sage.
- Barth, Dorothee. 2008. *Ethnie, Bildung oder Bedeutung? Zum Kulturbegriff in der interkulturell orientierten Musikpädagogik*. Augsburg: Wißner.
- Bourdieu, Pierre. 2018a. *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft*. 5. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. 2018b. *Sozialer Sinn: Kritik der theoretischen Vernunft*. 10. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Breidenstein, Georg, Stefan Hirschauer, Herbert Kalthoff, und Boris Nieswand. 2020. *Ethnographie. Die Praxis der Feldforschung*. 3. Aufl. München: UVK.
- Carrier, James. 2021. *Economic Anthropology*. Newcastle upon Tyne: Agenda.
- Clausen, Bernd, und Andreas Lehmann-Wermser. 2022. »Tertium Comparationis? Vergleichsgegenstand und -maßstab in komparativer musikpädagogischer Forschung«. In *Musikalische Praxen aus pädagogischen Perspektiven. Eine Festschrift zu Themen und Texten Christopher Wallbaums*, herausgegeben von Dorothee Barth, Daniel Prantl, und Christian Rolle, 197–216. Hildesheim: Olms.
- Deegan, Mary Jo. 2001. »The Chicago School of Ethnography«. In *Handbook of Ethnography*, herausgegeben von Paul Atkinson, Amanda Coffey, Sara Delamont, John Lofland, und Lyn Lofland, 11–25. London: Sage.
- Faubion, James D. 2001. »Currents of Cultural Fieldwork«. In *Handbook of Ethnography*, herausgegeben von Paul Atkinson, Amanda Coffey, Sara Delamont, John Lofland, und Lyn Lofland, 39–59. London: Sage.
- Flick, Uwe. 2017. *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. 8. überarb. und erweit. Neuauflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

- Gebauer, Gunter, und Christoph Wulf. 1998. Spiel – Ritual – Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Geertz, Clifford. 1983. Local Knowledge: Further Essays in Interpretive Anthropology. New York: Basic Books.
- Geertz, Clifford. 2000. The Interpretation of Cultures. New York: Basic Books.
- Geertz, Clifford. 2001. Available Light. Anthropological Reflections on Philosophical Topics, 3rd Edition. Princeton, Oxford: Princeton University Press.
- Girtler, Roland. 2001. Methoden der Feldforschung. 4. Aufl. Wien, Köln, Weimar: Böhlau.
- Goffman, Erving. 1983. »The Interaction Order«. *American Sociological Review* 48 (1): 1–17.
- Hammersley, Martyn, und Paul Atkinson. 2019. Ethnography: Principles in Practice. 4th Ed. London, New York: Routledge.
- Hirschauer, Stefan, und Klaus Amann. 1997. »Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm«. In *Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie*, herausgegeben von Stefan Hirschauer und Klaus Amann, 7–52. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kellermann, Ingrid, und Christoph Wulf. 2011. »Gesten in der Schule. Zur Dynamik körperlicher Ausdrucksformen«. In *Die Geste in Erziehung, Bildung und Sozialisation. Ethnographische Feldstudien*, herausgegeben von Christoph Wulf, Birgit Althans, Katrin Audehm, Gerald Blaschke, Nino Ferlin, Ruprecht Mattig, und Sebastian Schinkel, 27–82. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Knoblauch, Hubert. 2001. »Fokussierte Ethnographie«. *Sozialer Sinn* 2 (1): 123–41.
- Knoblauch, Hubert. 2007. »Ethnografie und Soziologie – eine verspätete Danksagung an Roland Girtler«. *Soziologische Revue. Besprechungen neuer Literatur* 30 (1): 223–31.
- Lassiter, Luke E. 2005. The Chicago Guide to Collaborative Ethnography. Chicago, London: University of Chicago Press.
- Lather, Patti. 2001. »Postmodernism, Post-structuralism and Post(Critical) Ethnography: of Ruins, Aporias and Angels«. In *Handbook of Ethnography*, herausgegeben von Paul Atkinson, Amanda Coffey, Sara Delamont, John Lofland, und Lyn Lofland, 477–92. London: Sage.
- Macdonald, Sharon. 2001. »British Social Anthropology«. In *Handbook of Ethnography*, herausgegeben von Paul Atkinson, Amanda Coffey, Sara Delamont, John Lofland, und Lyn Lofland, 60–79. London: Sage.

- Marks, Jonathan. 2013. »The Nature/Culture of Genetic Facts«. *Annual Review of Anthropology* 42: 247–67.
- Nettl, Bruno. 2015. *The Study of Ethnomusicology. Thirty-Three Discussions*. Urbana, Chicago, Springfield: University of Illinois Press.
- Pollner, Melvin, und Robert M. Emerson. 2001. »Ethnomethodology and Ethnography«. In *Handbook of Ethnography*, herausgegeben von Paul Atkinson, Amanda Coffey, Sara Delamont, John Lofland, und Lyn Lofland, 118–35. London: Sage.
- Reed-Danahay, Deborah. 2001. »Autobiography, Intimacy and Ethnography«. In *Handbook of Ethnography*, herausgegeben von Paul Atkinson, Amanda Coffey, Sara Delamont, John Lofland, und Lyn Lofland, 407–25. London: Sage.
- Rock, Paul. 2001. »Symbolic Interactionism and Ethnography«. In *Handbook of Ethnography*, herausgegeben von Paul Atkinson, Amanda Coffey, Sara Delamont, John Lofland, und Lyn Lofland, 26–38. London: Sage.
- Small, Christopher. 1998. *Musicking. The Meanings of Performing and Listening*. Middletown: Wesleyan University Press.
- Wulf, Christoph. 2011. »Einleitung«. In *Die Geste in Erziehung, Bildung und Sozialisation. Ethnographische Feldstudien*, herausgegeben von Christoph Wulf, Birgit Althans, Katrin Audehm, Gerald Blaschke, Nino Ferrin, Ruprecht Mattig, und Sebastian Schinkel, 7–26. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Wulf, Christoph. 2014. »Mimesis«. In *Handbuch Pädagogische Anthropologie*, herausgegeben von Christoph Wulf und Jörg Zirfas, 247–57. Wiesbaden: Springer.
- Wulf, Christoph, Birgit Althans, Katrin Audehm, Gerald Blaschke, Nino Ferrin, Ruprecht Mattig, und Sebastian Schinkel, Hg. 2011. *Die Geste in Erziehung, Bildung und Sozialisation. Ethnographische Feldstudien*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Wulf, Christoph, und Jörg Zirfas. 2004. »Performative Welten. Einführung in die historischen und methodischen Dimensionen des Rituals«. In *Die Kultur des Rituals. Inszenierungen. Praktiken. Symbole*, herausgegeben von Christoph Wulf und Jörg Zirfas, 7–45. München: Fink.

